

Erinnerungen

Autor(en): **Rivett-Carnac, J.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **3 (1932)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917800>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ERINNERUNGEN

von J. H. RIVETT-CARNAC

Uebersetzt aus dem Englischen von E. SCHLATTER

EINLEITUNG

Die Neujahrsblätter von 1931 erzählen ausführlich vom freundschaftlichen Verkehr der Effinger in Wildegg mit Königin Hortense auf Schloß Arenenberg (Thurgau) und deren Sohn, dem spätern Franzosenkaiser Napoleon III. Von der kunstgeübten Hand des damaligen Prinzen Louis Bonaparte wird sogar eine hübsche Sepiazeichnung reproduziert, die eine Gartenpartie mit dem Schloßportal Wildegg darstellt.

Der Zufall hat mir inzwischen ein Buch in die Hände gespielt, worin von Wildegg als einem Sammelpunkt der vornehmen englischen Gesellschaft die Rede ist. Dessen Verfasser, Oberst Rivett-Carnac, ein britischer Adelsproß, hatte nach seinem Rücktritt aus dem Staatsdienst Indien verlassen und sich mit der Gattin auf Schloß Wildegg zurückgezogen. Während der acht Jahre seines dortigen Aufenthaltes kehrten zahlreiche Freunde und Verwandte aus aller Herren Länder bei dem gastlichen Paare ein, worunter Persönlichkeiten von Rang und Auszeichnung. Daneben verschmähten die Herrschaften keineswegs den freundnachbarlichen Umgang mit gediegenen Bürgerfamilien von Wildegg und Lenzburg. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß der eine oder der andere der hiesigen Freunde später gelegentlich noch als gerngesehener Gast auf Schloß Rougemont im Waadtländer Oberland vorsprach, wohin die Rivett-Carnac übersiedelt waren. Endlich sei noch erwähnt, daß der Oberst eifriges Mitglied der Lenzburger Schützen-Gesellschaft war, in deren Kreisen das Andenken an den sympathischen Angelsachsen noch heute fortlebt. Wenn ich mein Gedächtnis gehörig anstrenge, so erscheint mir das Bild eines stattlichen Fremden im Reitanzug, der eiligen Schrittes um die Gartenecke des Saxerhauses Niederlenz-Sandweg biegt und dessen Züge mit denjenigen des auf dem Titelblatte reproduzierten Porträts von Oberst Rivett identisch sind. — Obschon die „Erinnerungen“ vor zwanzig Jahren veröffentlicht wurden, sind sie noch heute lesenswert und zwar aus mehr als einem Grunde. Sie enthalten in der ersten Hälfte tagebuchartige Aufzeichnungen aus dem Leben eines englischen Ziviloffiziers in Indien, die einer gewissen Romantik nicht entbehren. Sodann werden bedeutende Persönlichkeiten und merkwürdige geschichtliche Ereignisse vorge-

führt und mit dem Maßstab eines hellblickenden Zeitgenossen bewertet. Doch uns interessiert in erster Linie etwas anderes.

Der Verfasser spricht mit großer Wärme und Originalität von unserer engern Heimat und ihrer landschaftlichen Eigenart. Er vertieft sich liebevoll in die Geschichte der alemannischen Schweiz und ihrer ehrwürdigen Baudenkmäler. Auch die Bewohner unserer Gegend sind gut beobachtet und in einzelnen Typen lebenswahr gestaltet. Kurz, wir sehen uns und unsere kleine Welt durch fremde Augen, und das hat für die meisten Menschen einen gewissen Reiz.

IN DER HEIMAT

„Ein Engländer, der die besten Jahre seines Lebens in Indien zugebracht hat und in vorgerücktem Alter plötzlich entwurzelt wird, ist in keiner beneidenswerter Lage. Er muß eine Stätte zum Leben suchen oder, um den Ausspruch eines nicht eben fröhlichen Zeitgenossen zu zitieren, ein Plätzchen zum Sterben. Vom Gedanken ans Sterben vorläufig abgesehen, war ich weniger schlimm daran als mancher andere. Ich hatte in der Fremde fleißig meine Beziehungen zur Heimat und die alten Freundschaften gepflegt, und da ich im Lande meiner Vorfahren als einer vom alten Schrot und Korn anerkannt wurde (one of the old standards), hätte ich auf einem unserer alten Landgüter in Suffolk wohl einen behaglichen Ruhesitz finden mögen. Ich machte eine bezaubernde Rundfahrt durch die Grafschaft und besuchte viele Stätten, wo mein Name einst wohlbekannt war, indem ich die Inschriften auf manchem Rivett-Grab niederschrieb und die Wappenschilder auf den Denksteinen skizzierte. Mit großem Widerstreben mußte ich endlich zur Ueberzeugung kommen, daß mir meine Mittel nicht erlaubten, mich im eigenen Vaterlande und in der Nähe meiner Verwandten und Freunde niederzulassen. Denn meine Pflichten als Flügeladjutant zwangen uns, einen Teil des Jahres in London zu wohnen. Nun ist das Landleben zwar herrlich für denjenigen, der ein großes Haus führen und es während der Jagdzeit mit Gästen füllen kann; doch als Wohnsitz eines armen Mannes eignet es sich keineswegs. Es war für meine Person ausgeschlossen, den Winter in einem kleinen Hause, fern der Stadt, zuzubringen und ohne einen Stall voll Pferde auszukommen (das Automobil war damals noch nicht üblich). Bei der Besprechung unserer Zukunftspläne in Indien hatte ich beharrlich die Ansicht vertreten, daß für einen wenig bemittelten Mann das Leben auf dem Kontinent große Vorteile biete. Die gegenwärtige Lebenshaltung ist zwar dort nicht billiger als in England. Aber alle Vergnügen sind wohlfeiler; auch braucht man dort weder zu repräsentieren noch

zu subskribieren und den Schein zu wahren, wie das im Heimatlande und unter seinen Standesgenossen unerlässlich wäre. Unmittelbar nach meiner Heimkehr begann ich mich also nach einem Plätzchen umzusehen, worauf es sich behaglich leben liesse; denn mit dem Sterbe Gesichtspunkt meines pessimistischen Ratgebers konnte ich mich nicht befreunden. Eine beinahe sechzehnjährige Erfahrung hat mir inzwischen recht gegeben, dem Unglücksraben dagegen unrecht. Das Glück war uns hold: Dank einem selten günstigen Zufall entdeckte ich während unserer Wanderfahrten in der Schweiz einen geradezu idealen Ort, der sozusagen alle unsere Erwartungen erfüllte. Es war das Schloß oder vielmehr die Burg Wildegge, ein altes stolzes Kastell im Kanton Aargau, zwischen Luzern und Zürich gelegen. Diese Gegend ist den Touristen nur wenig bekannt, denn diese haben es gar zu eilig, die hohen Berge und Gletscher zu sehen. Aber dies ist einer der reichsten und malerischsten Teile der Schweiz. Das Landschaftsbild entbehrt freilich der Erhabenheit. Die Berge, oder besser gesagt Hügel, erinnern an diejenigen Schottlands etwa in der Gegend von Balmoral u. a. Als Ersatz dafür besitzt das Land schöne Flüsse, prächtige Wälder und unvergleichliche Ausblicke auf die fernen Schneeberge. Dazu kommt eine stattliche Reihe kleiner Städte, die viel von ihrer mittelalterlichen Eigenart, Einfachheit und Gemütlichkeit bewahrt haben. Hier ist man noch in Alt-Alemannen, obgleich es jetzt Schweizerland heißt. Da war die Heimat des Grafen Rudolf von Habsburg, des kühnen Kriegers und erfolgreichen Kronprätendenten, der mit seiner Familie vom Rang eines mässig begüterten Grafenhauses zum deutschen Kaiserthron emporstieg und eines der mächtigsten Fürstengeschlechter Europas begründete.

Schloß Wildegge ist nur drei Meilen von den „Ruinen“ der Habsburg entfernt. Ursprünglich ein römischer Wachturm, wurde Wildegge zuerst Jagdhaus des gräflichen Kaisers, sodann die Burg eines seiner vornehmen Adeligen. Als später die Oesterreicher, so nannte man jetzt die Habsburger, aus der neuen Schweiz vertrieben wurden, gelangte es in den Besitz eines erfolgreichen Nachbars, der infolge der wechselvollen Geschicke des habsburgischen Grundbesitzes zu Macht gelangt war. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erwarb die Familie von Effinger aus Brugg das Schloß, die es seither ununterbrochen bewohnte. Als wir den schönen alten Edelsitz zum erstenmal besichtigten, gehörte er der „Baronin“ von Effinger, einer der letzten ihres ruhmvollen Geschlechtes. Da diese das Schloß zu groß fand für ihre Bedürfnisse, hatte sie sich weiter unten in den schönen Parkanlagen eine überaus geschmackvolle und bequeme Behausung erbaut. Diese alte Burg sollte für etwa acht Jahre unser Heim werden, bis wir nach dem ebenso ehrwürdigen und anzie-

henden Schloß Rotenberg im Waadtländer Oberland übersiedelten, woher diese „Erinnerungen“ datiert sind. Wildegg war nach der Schilderung eines Besuchers ein wahres Kleinod seiner Art und ein Herrensitz eines Kaisers würdig. Nicht einmal in meinen kühnsten Träumen hätte ich zu hoffen gewagt, an einem so wunderbaren Orte zu wohnen. Mit einer höchst romantischen Vergangenheit verband das Haus alle neuzeitlichen Bequemlichkeiten und war als Sommersitz einfach unübertrefflich. Die Zimmer waren groß und zum Teil hübsch getäfelt. Die alten Majolikaöfen und Glasgemälde durften sich neben den Prunkstücken eines Museums sehen lassen. Die Ausblicke einerseits auf die ungestüme Aare, anderseits auf die ganze schneegekrönte Kette der Berneralpen, erfreuten das Herz. Alle Gärten und Anlagen standen im Einklang mit dem schönen alten Baudenkmal und wurden wohl gepflegt, während der Wald mit seinem stets willkommenen Schatten bis dicht an die Gärten heranreichte. Fügen wir noch bei, daß das Jagdwild in diesen Wäldern zahlreicher war als in irgend welcher andern Gegend der Schweiz und daß ferner der Forellenfang die Mühe des Fischers überreichlich lohnte. Nach all dem Gesagten wird man begreifen, wie dankbar wir waren, uns in diesem schönen, friedlichen Winkel der Schweiz niederzulassen, wo uns die langersehnte Ruhe winkte.

Da ich als Flügeladjutant Ihrer Majestät regelmässig Dienst tun mußte, brachten wir den Sommer gewöhnlich in der Stadt, d. h. in London zu, und die Rückkehr nach Wildegg fand meistens am Ende dieser Jahreszeit oder nach Abschluß unserer Besuchstournée statt. In London stand uns ein Haus zur Verfügung, einst Eigentum meiner Schwester in Green Street, Park Lane, das herrlich gelegen und unsern Bedürfnissen durchaus angepaßt war. Aber bevor ich zur Beschreibung einer der Amtshandlungen übergehe, wobei ich dank meiner Eigenschaft als Flügeladjutant mitwirken durfte, muß ich einen Augenblick innehalten. Zur Illustration unseres Lebens auf der alten Burg, die ich bereits flüchtig beschrieben habe, mag ein Bilderstreifen aus meiner Zauberlaterne, wie ich es zu nennen pflege, gute Dienste leisten. In ihrem während unseres Aufenthalts auf Burg Wildegg geschriebenen Buche „Blumenkinder“¹ schildert sie übrigens auch meine Frau mit ihren bunten Vögeln und manchen andern Reizen.“

SCHICKSAL MEINER TIGERFELLE

Der folgende Abschnitt zeigt den Verfasser im Verkehr mit Untergebenen. Durch seine Güte und Nachsicht seinem schweizerischen

¹ *Elves and Flower Babies* by M. Rivett-Carnac, London, Duckworth and Cie.

Diener gegenüber kennzeichnet er sich als echten Gentleman (Edelmenschen). Wir begreifen den Schrecken des kultivierten Herrn über die „Missetat“ des biedern Luzerner Bauern und bewundern Rivett's Selbstbeherrschung.

„Jenes Jahr brachte ich fünf Tigerfelle mit mir nach Nagpore und schickte zum Glück deren drei weg als Geschenke, denn ein trauriges Los erwartete die zwei übrigen. Am Anfang der Regenzeit kam durch unsern Posten ein Schweizer, der Aufwärter auf einem Dampfer gewesen war und quer durch die Halbinsel nach Bombay reiste. Der Feldprediger, den er um Beistand ersucht hatte, schickte ihn zu mir in der Annahme, ich würde vielleicht gerne mit ihm Deutsch sprechen.

Ich gab ihm Obdach in meinem Junggesellenheim, und zum Dank dafür machte er sich in mancher Weise nützlich. Schließlich dang ich ihn als Diener, und er erwies sich als durchaus fähig und vertrauenswürdig. Da ich für zehn Tage nach Bombay hinabreiten mußte, übergab ich die Niederlassung seiner Obhut. Bei meiner Heimkehr strahlte er selbstzufrieden und brannte vor Ungeduld mir alles zu zeigen, was er inzwischen getan hatte. Er hatte eine gründliche Frühjahrsreinigung vorgenommen und nachher nach Schweizer-sitte alles frisch poliert, sodaß das ganze Haus schmuck und sauber aussah. Er führte mich zuletzt in das mit zwei Betten versehene Gastzimmer, das die zahlreichen Freunde beherbergte, die über Nagpore nach Bombay reisten. Hier wollte er mir in freudigem Stolz sein Meisterwerk vor Augen führen. Jedermann, der auf dem Kontinent reist, kennt die Bettvorlage, einen schmalen länglichrunden Teppichstreifen vor jedem Bette in Fremdenherbergen, er bildet oft den einzigen Bodenbelag aus derbem gemustertem Wollstoff. Sorgfältig ausgerichtet längs der Seite jedes Bettes lag dort eine der Ungeheuerlichkeiten, worauf er triumphierend meine Blicke lenkte. Doch zu meinem Entsetzen waren die schmalen Riemen meine zwei besten Tigerfelle, die ich zurückbehalten hatte, um sie Waret zu schicken. Dieser sollte sie kunstgerecht bearbeiten als eine teure Reliquie für meine alten Tage und ein Andenken an meine Jagd-erlebnisse im Dschungel, als Quell nie versiegender Freude. Da es meiner Behausung nach seinem Sinn an dieser höchst notwendigen Beigabe, der „descente de lit“ fehlte, hatte der gute Geselle es auf sich genommen, diesem Mangel abzuhelfen und mir eine Ueberschung zu bereiten. Und das letztere war ihm allerdings gelungen. Meine zwei schönsten Tigerfelle waren mit mathematischer Genauigkeit rechtwinklig zerschnitten und Köpfe, Schweif, Beine und Klauen fein säuberlich abgeschoren. Aber nach seiner Ansicht wurde jeder Ver-

lust in dieser Hinsicht mehr als wett gemacht durch eine Franse roten Stoffes rings um das Parallelogramm der beiden Bettvorlagen. Seine Enttäuschung über den Mangel an Anerkennung der Handarbeit meinerseits war höchstens meinem Schrecken über das Geschick der zwei feinen Tigerfelle zu vergleichen. Armer Kerl, er hatte es gut gemeint, bloß war seine Dienstbeflissenheit in diesem Falle ein wenig lästig.

Er diente mir redlich und verließ mich ein Jahr darauf, um zu den heimatlichen Bergen zurückzukehren, da er ein Schweizer aus der Umgebung von Luzern war. Allein er kam nicht weiter als Bombay und starb dort an Cholera, einen Tag vor der Abfahrt des österreichischen Lloyd-Dampfers, worauf ich ihm einen Platz als Schiffskellner verschafft hatte.“

EIN SCHWEIZERISCHES GABELFRÜHSTÜCK

„Wir waren eben aus England zurückgekehrt und verbrachten den Herbst bei strahlendem Wetter auf der schönen Wildegg. Es weilten etwa ein halbes Dutzend Freunde bei uns zu Gaste, darunter mein guter alter Vetter und einstiger Vorgesetzter Sir Richard Temple sowie Willy Drummond, ein Verwandter meiner Frau und regelmässiger Gast in dem von ihm hochgeschätzten Schlosse. In der Umgebung hatten eben die alljährlichen Herbstmanöver der Schweizerischen Armee ihren erfolgreichen Abschluß gefunden, und die Truppen waren im Begriff zum häuslichen Herd zurückzukehren.

Als ich eines Morgens nach Hause ritt, marschierte eben das fünfte Schützenbataillon in das am Fuße des Burghügels gelegene Dorf ein, und ich erkannte den Kommandanten, Grafen von E . . . , den jüngern Sohn eines der vornehmsten unter den geschichtlich berühmten Schweizer Geschlechtern. (Ich war diesem Herrn kurz zuvor bei den Manövern vorgestellt worden). Nachdem das Bataillon Quartier bezogen hatte, unterhielt ich mich mit dem Kommandanten, dem Grafen von E . . . , und er erinnerte mich daran, daß verschiedene Glieder seines Hauses in freundlichen Beziehungen zu den Bewohnern des Schlosses gestanden hätten, worin meine Frau und ich jetzt lebten. Ich erzählte ihm von mehreren von E . . . -Bildnissen in einem der Gemächer droben und fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, mit einigen Offizieren zum Lunch heraufzukommen und das Schloß zu besichtigen, das für jeden Schweizer so großes geschichtliches Interesse bot. Er nahm das Anerbieten bereitwillig an und sagte, er werde kommen, sobald seine Leute bequem untergebracht seien. Ich galoppierte schnurstracks heim und meldete meiner Frau, sie müsse mit ein paar Extragästen für unser Gabelfrühstück rechnen.

Sie erinnerte mich daran, daß wir bereits acht Personen seien und fragte, wieviele Offiziere wir etwa erwarten dürften. Ich dachte, in England würden einer solchen Einladung der Oberst und etwa zwei seiner Offiziere Folge leisten, und erklärte, es kämen wohl etwa drei Herren zur Mahlzeit, und man legte demgemäß vier überzählige Gedecke auf. Wir warteten nicht über die gewohnte Essenszeit hinaus, da von E . . . vorausgesagt hatte, ihre Ankunft könnte sich verzögern. Allein die Mahlzeit war noch nicht weit vorgeschritten, als ein lauter Schall der großen Burgglocke die Ankunft der Gäste ankündigte. Ich trat in den großen Vorsaal hinaus zu ihrem Empfang, und plötzlich erschien vor mir in Uniform Herr von E . . ., der mit dröhnendem Säbel- und Sporengeklirr die gewundene Steintreppe emporstieg. Dann folgte mit neuem Gerassel ein schmuck montierter Offizier, den von E . . . als seinen Major vorstellte: Stiefelabsätze zusammen, höfliche Verbeugung samt Händedruck; dann schritt der Major weiter, um einem andern Offizier Platz zu machen, diesmal einem Hauptmann, der mit den üblichen Komplimenten vorgestellt und begrüßt wurde. Hierauf kam Hauptmann Nummer zwei an die Reihe, sodann Nummer drei und so weiter, alles in allem wohl ein halbes Dutzend Hauptleute, die sich alle verneigten und vorbeidefiliierten, damit die Bahn frei würde für die Lieutenants des Bataillons. An der Spitze marschierten die Oberlieutnants, eine ansehnliche „Kompagnie“ von etwa acht forschen und muntern jungen Leuten. Nach deren förmlichem Empfang folgten die Lieutenants zweiten Grades, die ihren Vorgängern weder an schmuckem Aussehen noch an Zahl nachstanden. Ich hatte das Zählen aufgegeben, lange bevor der Jüngste seinen Diener gemacht und der großen Vorhalle zugesteuert war. Wie um alle Welt wollten wir diese Schar sättigen? Das war die bange Frage, worüber ich mir umsonst den Kopf zerbrach. Daß die Keller den außerordentlichen Ansprüchen gewachsen waren, wußte ich zwar, aber wie stand es wohl mit der Speisekammer? Ich dirigierte die Mannschaft treppauf in den schönen altertümlichen Empfangssaal mit Ausblick auf die Aare und bat meine Gäste, von den verschiedenen Fenstern die herrliche Aussicht zu genießen. Dann eilte ich ins Speisezimmer, wo mir im Chor der Ruf entgegenscholl: „Wie viele sind es ihrer?“ denn das Sporengeklirr war bis zur Tafelrunde gedrungen. „Achtzehn“, versetzte ich gelassen und mit erheuchelter Seelenruhe. „Achtzehn!“ rief entsetzt meine Gattin, „was sollen wir mit einer solchen Schar denn anfangen?“ Ich bat die Freunde, das Frühstück so rasch als möglich zu beendigen, um Spielraum zu schaffen und mir überdies den erfindungsreichen Willy Drummond als Helfer in der Not zu überlassen. Wir schritten gemeinsam ins Empfangs-

zimmer, wo ich ihm das Bataillon vorstellte; dann zog ich ihn in eine der mächtigen Fensternischen und erteilte ihm meine Befehle. Er sollte die Gesellschaft durch das ganze Schloß führen und unterwegs weder eine Stube noch einen Mauerriß übergehen. Alle Schönheiten und Merkwürdigkeiten mußten bis in alle Einzelheiten erklärt werden und zwar solange, bis ich wiederkäme und mit sorgenfreier Stirn zu ihnen träte. Dann nahm ich Herrn von E . . . aufs Korn und fragte, ob er nicht Lust hätte, seinen Familientraditionen zuliebe unter Drummonds kundiger Führung das Schloß zu besichtigen. Wieder schlug der Kommandant die Haken zusammen und gab dem feurigen Verlangen Ausdruck, das Schloß aufs genaueste zu erforschen, seine Begleiter pflichteten dieser Erklärung natürlich mit großem Eifer bei. Hierauf gesellten sich der alte Temple und ein paar andere Herren der Kompagnie bei, und alle defilierten das Treppenhaus des großen Turms empor. Ich selber flog in die Küche, um mit meiner Frau die Vorräte in der Speisekammer in Augenschein zu nehmen.

Wir waren eine stattliche Tischgenossenschaft, aber zum Glück fehlte es nicht an Bratenstücken und andern Speisevorräten; es gab auch einen mächtigen Schinken sowie Sulzen der nahen Konservenfabrik Lenzburg. Dann essen gottlob die Schweizer Suppe zu Mittag, und was für Wunder wirkt nicht die Köchin mit Hilfe von Maggi's Suppenrollen und reichlich heißem Wasser! Einmal die Suppenfrage war glänzend gelöst. Als Vorspeise sollte Kaviar aufmarschieren, um der ganzen Veranstaltung ein festliches Gepräge zu geben. Soweit ging die Sache vortrefflich. Brot war vollauf vorhanden, wenn man die Ration des Dienstpersonals mit Beschlag belegte. An heißen Gerichten war kein Mangel, dazu lagen Schinken und Büchsenkonserven im Hinterhalt. Der Eßtisch wurde an beiden Enden verlängert und alsdann Brot, Obst, Kuchen und Blumen daraufgetürmt. Die Suppe sollte dampfend heiß serviert werden, damit Zeit bliebe, den folgenden Gang bereitzustellen. Als Zugemüse gab es Berge von Kartoffelsalat. Alle Damen des Hauses halfen die Tafel schmücken, indem sie die Lücken des Riesentisches zierlich mit Blumen und Früchten ausfüllten. Aus den Kellern brachte man Batterien von Flaschen samt Eis, und in weniger als einer halben Stunde sah die Lage nimmer verzweifelt aus. Also folgte ich den Spuren meines geschätzten und diplomatischen Freundes Willy Drummond und seiner Begleiter. Nach einer kleinen Hetzjagd durch die vielen Irrgänge der alten Burg rannte ich ihn fast zu Boden im obersten Stockwerk des Habsburgertums. Dort hielt er, meinen Weisungen getreu, den Schwarm gebannt durch einen Vortrag über den interessanten Bau und die Anzeichen, die für einen alten römischen Wachturm sprachen. Aus

meiner heitern Miene schloß er, daß die Lage nicht mehr kritisch sei. Alle Zuhörer waren des Lobes voll über die Schönheit des alten Baudenkmales und nicht minder über das Verdienst ihres Cicerone. Ich erinnerte die Offiziere an ihr Versprechen, mit mir zu frühstücken und fügte bei, die Pflichten der Gastfreundschaft verlangten endlich ihr Recht. Respekt vor ihrem Interesse für den alten Platz, aber meine Wirtin erwartete unten die Gäste in der Hoffnung, daß sie gerne mit den Erfrischungen vorlieb nähmen, die das Haus zu bieten vermöge. Ein vergnügtes Lächeln erhellte die Mienen von nahezu zwanzig hungrigen Kriegern, sie eilten mit gewaltigem Getöse die Wendeltreppe hinunter und steuerten spornstreichs auf den Speisesaal zu.

Wir besitzen die Gewähr dafür, daß dieses über Kopf und Hals zusammengeraffte Gabelfrühstück vollen und allseitigen Beifall fand. Sein Ruhm als Prälatenmahl lebte noch lange fort unter den Offizieren der Schweizerregimenter zu Ehren ihrer Wirte, der männlichen sowohl als der weiblichen, die zum Gelingen das ihrige beitrugen. Ich lernte bei dieser Gelegenheit den Unterschied kennen zwischen dem Brauch der Schweizerarmee und dem unsrigen. Dieser allein hatte mir die Freude verschafft, eine so stattliche Schar schneidiger Offiziere bei mir zu sehen und zu bewirten. Im Falle einer ähnlichen Einladung an ein britisches Corps wäre nach der Landessitte nur der Oberstkommandierende mit seinem Adjutanten und etwa noch einem weitem Mann erschienen. Wird in der Schweiz eine derartige Einladung von einem Regiment angenommen, so ist jeder einzelne Offizier verpflichtet, wenn immer möglich zu kommen. Jedes unbegründete Wegbleiben wird als Ehrenkränkung für den Wirt betrachtet. In meinem Falle war es bekannt, daß ich den Rang eines Obersten besaß und dazu das Ehrenamt eines Flügeladjutanten Ihrer Majestät, der Königin. Das Erscheinen galt daher als streng verbindlich für jeden Offizier, ausgenommen für denjenigen, der die Oberaufsicht über das Kantonement hatte. Und das Gastmahl, dessen Ankündigung die Schloßherrin zuerst in Angst und Schrecken versetzt hatte, erwies sich schließlich als wohl gelungen in jeder Hinsicht, auch sicherte es uns in der Folgezeit mehrere angenehme Freunde in verschiedenen Teilen des Schweizerlandes.“
